

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

An einem offenen Paradiesgärtlein geht der Mensch gleichgültig vorbei und wird erst traurig, wenn es verschlossen ist.

Gottfried Keller.

Achtstunden-Nacht.

Von Margarete Zingler.

Es war im D-Zug von Breslau nach München. Der Herr Regierungsrat stand am Eingang des Kupees und dirigierte den Gepäckträger, der die mehr als zahlreichen Gepäckstücke des regierungsrätlichen Ehepaares in die Reize verstaute. Ein höchst mißbilligender Blick traf mich, als ich es wagte, mich zwischen der Hühnengestalt des Regierungsrates — „Marle deutscher Rede“ — und der auch nicht schlanken des Gepäckträgers hindurchzuzwängen und mir glücklich doch noch einen Eckplatz zu erobern. Noch höher stieg der Unwille, als ich auch für mein Gepäck einen Platz im Gepäcknetz beanspruchte.

„Ja, wo wollen Sie denn hin?“ fragte der Regierungsrat nicht eben freundlich.

„Nach Regensburg,“ antwortete ich ebenfalls nicht gerade sehr liebenswürdig.

„Na, da können Sie doch auch in den Würzburger Wagen einsteigen!“

Ich schwieg still, denn ich wußte, daß ich nicht über Regensburg komme, wenn ich nach Würzburg fahre. Also setzte ich mich in meiner Ecke zurecht und betrachtete mir meine Reisegefährten. Sehr vergnüglich wird die lange Reise für mich wohl nicht verlaufen, dachte ich. Das regierungsrätliche Ehepaar — der weibliche Teil war ganz Vorstandsdame des Vereins zur Hebung der Moral und Sittlichkeit — machte es sich mit seinen Kissen, Decken und ungeheuren Lebensmittelvorräten bequem im Wagen. Außerdem war noch ein ganz gemütlich aussehender Herr in mittleren Jahren im Kupee, anscheinend ein guter Bekannter vom Regierungsrat. Vier Personen im ganzen, aber Gepäck für acht.

Der Zug, besonders der Münchener Wagen, wurde sehr voll. Wiederholt steckte sich ein Kopf durch die Tür und jemand fragte, ob hier noch Platz sei. Immer antwortete das Ehepaar im Duett: „Alles besetzt!“

Da nahte der Schaffner. Erstaunt fragte er: „Nur vier Personen?“ Regierungsrats murmeln, daß ein Herr im Speisewagen sei. Im übrigen — Frau Kommerzienrat zwinkerte dem Eheliebsten zu. Der verstand prompt die Zeichensprache, griff in die große Tüte, holte mit zwei Fingern einen Pfannkuchen heraus und hielt dem Schaffner das lieblich duftende Befestigungsobjekt unter die Nase. Mit verlegenem Lächeln wehrte der Schaffner ab: Er habe jetzt zu tun und so weiter.

„Na, dann holen sie sich'n später!“ sagte der Herr Regierungsrat.

In meiner Seele aber beschloß ich den Pfannkuchen-Befestigungsplan zu durchkreuzen.

Auf der nächsten Station ging ich hinaus auf den Gang und wartete, ob jemand einsteigen würde, der nach München wollte. Richtig, eine — anscheinend jüdische — Dame lief an dem Zug entlang und suchte verzweifelt einen Sitzplatz.

„Kommen Sie bitte hierher, ich verschaffe Ihnen einen Platz,“ rief ich ihr zu.

Sie war natürlich hocherfreut und stieg ein.

„Gehen Sie in die zweite Abteilung und nehmen Sie sich einfach einen Platz,“ sagte ich ihr. „Es wird Ihnen zwar gesagt werden, daß der Platz von einem Herrn, der augenblicklich im Speisewagen ist, besetzt ist, aber das ist nicht wahr. Lassen Sie sich also nicht abweisen.“

Die Dame erkämpfte sich wirklich ihren Platz, ich aber wiederholte das Manöver so lange, bis in unserm Kupee jeder Platz besetzt war.

Zur Ehre des Herrn Regierungsrats sei es gesagt, daß der Schaffner trotzdem seinen Pfannkuchen bekommen sollte. Doch der — anscheinend ein echter Berliner — wurde jetzt deutlicher und sagte: „Ne, lassen Sie det man, wenn id Pfannkuchen essen will, denn loof id mir alleene welche, id bin hier im Dienst.“

Da der Regierungsrat auch einen „Standesgenossen“ im Abteil fand, entwickelte sich bald ein politisches Gespräch. Oberst schloßen, die Orgeß, die Juden, die erdolachte Front und der Achtstundentag! Besonders Frau Regierungsrat schien fleißig deutsch-nationale Versammlungen besucht zu haben, sie kannte alle Schlagworte und wußte aufs Stichwort sie vor sich zu geben. Namentlich der Achtstundentag schien es ihr angetan zu haben. Sie gebärdete sich, als ob sie und ihr Ehegemahl mindestens 14 Stunden am Tag arbeiten müßten. Auf meinen bescheidenen Einwand, daß ich acht Stunden schwere Berufsarbeit für ausreichend erachte und daß es nur menschlich gedacht sei, wenn dem Arbeiter auch noch einige Stunden zur Erholung und für die Beschäftigung seiner Religion blieben, bekam ich die Antwort: „Ein armer Staat kann sich den Luxus des Achtstundentags eben nicht leisten.“

„Ja, dann wird aber doch die Arbeitslosigkeit noch weiter vermehrt,“ entgegnete ich.

„Im Gegenteil, dann werden so und so viele Betriebe leistungsfähig, die jetzt stillgelegt worden sind.“

Mein Einwurf, daß an diesen Stilllegungen wohl mehr die Kapitalisten schuld seien, die die Rohmaterialien so verteuern, um genügend Dividenden zahlen zu können, begegnete nur einem ironischen Lächeln. Da machte ich noch einen letzten Versuch, meine Gegner zu überzeugen und führte die Bergleute an, die unter Tag ein so mühevoll arbeiten haben, denen könne man doch wirklich eine verkürzte Arbeitszeit gönnen, zumal ihr Beruf so gesundheitschädlich sei, daß die Bergleute meist schon mit 40 Jahren sterben.

Da kam ich aber bei der Gnädigen schön an. „Die sind immer so früh gestorben,“ sagte sie achselzuckend (was „immer“ gewesen ist, ist bei den Herrschaften Befehl), „und was tun sie denn in ihrer freien Zeit? Sie liegen nur in den Gasthäusern und betrinken sich.“

Damit wickelte sich die Gnädige in ihren Mantel, legte sich in ihrer Ecke zurecht und bedeutete mir, daß sie das Gespräch als beendet betrachte.

Ich aber dachte, warte nur, wer zuletzt lacht. . . .

Die Nacht sank hernieder, der Schnellzug rastete dahin, in dem Abteil herrschte eine drückende Schwüle, eng aneinandergesprecht saßen wir, keiner konnte sich rühren, auch die Frau Regierungsrat nicht. Bald hörte ich sie in ihrer Ecke keuzen und stöhnen: „Wenn die Hitze doch nicht so groß wäre! Nicht zum Aushalten ist es.“

„So muß es in einem Bergwerksschacht sein,“ echote ich ganz scheinheilig.

Wieder vergingen die Stunden, da klang es jämmerlich aus der Ecke: „Kein Glied kann ich rühren, diese Lage ist entsetzlich unbequem.“

„Nur gut, daß wir in dieser unbequemen Lage nicht Kohle von den Wänden schlagen müssen,“ entgegnete ich harmlos.

Als wir acht Stunden Nachtfahrt hinter uns hatten, war die Gnädige nur noch ein Häuflein Unglück, der Schweiß rann ihr über die Backen, die schöne, kunstvolle Frisur war zerdrückt und selbst die politischen Schlagwörter waren ihr ausgegangen.

Nur gerade zu einem Wutbild reichte es noch, als ich mich beim Aussteigen mit den Worten verabschiedete: „Und nun wünsche ich den Herrschaften bald wieder einmal eine ebenso erquickende Achtstunden-Nacht.“

Die Neugierde.

Von Alfred Fröhlich.

Mitten im Paradiese erhebt sich der Baum der Erkenntnis, und so man von ihm isst, muß man sterben. Und trotz dieses Verbotes unterliegt Eva ihrer Neugierde und Adam ist mit ihr die verbotene, aber köstliche Frucht. Sie bezahlen ihre Neugierde mit dem Verlust des Paradieses, mit ihrem Leben. — — Die Bibel erhebt als echtes Kunstwerk die Einzelwesen Adam und Eva zum Menschentypus, und in der Tat, wenn alle nachfolgenden Evastöchter und Adamsöhne täglich an dem Baum der Erkenntnis vorübergehen müßten, sie alle würden der Versuchung erliegen, selbst wenn die Erkenntnis ihnen nicht das schleichende Gift der Todesfurcht einfließen würde, sondern sie sofort tötete. So stark ist im Menschen der Drang nach Erkenntnis, so stark ist die Neugierde, die Triebfeder aller Erkenntnis, daß sie bis tief in die neueste Zeit die Menschen dazu treibt, die Gefahren weiter und mühseliger Reisen in Schnee und Eis, in die unerforschten Gebiete der Wüsten und Gebirge, in die Tiefen des Meeres und in die höchsten Regionen der Luft auf sich nehmen. Neugierde lenkt unsere Kinder und befruchtet ihre Seele, Neugierde läßt sie alles anfassen und zerbrechen, und Neugierde wird zur Wißbegierde, bis der Tod unserer Erkenntnis jenen Niegel vorschleibt, der das Faszbare vom Unfassbaren trennt.

Neugierde ist keine weibliche Eigenschaft, sondern eine rein menschliche. Sie fördern, heißt, den Menschen zur Selbstständigkeit erziehen. Disziplinierte Neugierde ist die Grundlage unserer Erziehung, sollte es wenigstens sein. Das Kind sollte uns in seiner Natürlichkeit ein Beispiel sein; Neugierde ist sein seelischer Durst, der Drang nach Betätigung, nach dem Gebrauch seiner Sinne. Schon in seinen ersten Lebenstagen wendet es sein Köpfchen nach der Ton- oder Lichtquelle, sein Händchen tappt nach allen Dingen, nach der Brust der Mutter, nach dem Barte des Vaters, in sein Süppchen, in jeden noch so schmutzigen Topf. Durch die Hand, durch das Taftgefühl schult es seine sämtlichen Sinne, lernt es, hartes von Weichem, Scharfes von Rundem, Gefährliches vom Ungefährlichen unterscheiden, und unbezähmbar ist die Neugierde des Kindes. Mit Wonne zerreißt es seine Puppen, zerbricht es sein Spielzeug, weil es sehen will, was hinter den Dingen steckt. Das ist kein zerstörender Trieb, sondern ein aufbauender. Es will wissen, erkennen, und tatsächlich lernt es dabei, daß die wahre Erkenntnis nicht an der Oberfläche haften bleiben darf. Man fördere diesen Trieb und jammere nicht, wenn das Kind dabei einen kleinen Schaden anrichtet. Das Kind braucht kein wertvolles Spielzeug, ihm ist jedes Ding recht, das es beschäftigt, das seine Phantasie anregt. Das Kind lernt in den ersten Jahren seines Lebens weit mehr als später an der Universität. Im spielenden Lernen liegt das Geheimnis des Erfolges dieser meist systemlosen Pädagogik. Sollten wir nicht dieses spielende Lernen zum System machen?

Man rühmt unseren Schulen viel Gutes nach. Wir haben Paläste als Schulräume, bunte Karten von Tieren, Vögeln, Landschaften hängen an den Wänden, Schmetterlinge, Käfer, Körpermodelle, Apparate liegen in den Schränken, aber unsere Unterrichtsmethode krankt daran, daß wir den Schülern — aller Grade — zuviel Fertiges geben. Wir bauen ihnen das Haus auf, in dem sie später wohnen sollen, statt daß wir es selbst bauen lassen sollten. Wir töten ihre Neugierde, statt sie zu erwecken. Noch bevor sie uns gefragt haben, „Was ist das?“, geben wir ihnen bereits eine langatmige Erklärung. Vom Lernen gilt daselbe wie vom Essen: selbst essen macht fett und nur selbst lernen fördert die Erkenntnis. Die Aufgabe der Wissenschaft ist die Erforschung der Naturgesetze. Wer sie verstehen will, muß sie für sich selbst von neuem entdeckt haben. Die Nachherzählung des Goetheschen „Faust“ läßt jeden kalt; wir müssen das Werk selbst lesen und verarbeiten, um seine Größe zu erfassen. Die Analyse der fertigen Natur ist ein Geschäft höchstehender Gelehrter; der Schüler muß Baustein um Baustein zusammentragen, um sich sein Wohngebäude zu errichten. Man führe ihn dorthin, wo solche Bausteine zu finden sind und gebe ihm Fingerzeige, wie man baut, aber man bevormunde ihn nicht auf Schritt und Tritt. Vor allem aber hinaus in den Wald, in den Garten, ins Feld, nicht als ausnahmeweises Sommervergnügen, sondern als regelmäßige Stätte vergnüglicher Arbeit. Welch eine schöne Aufgabe, aus der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen das einheitliche Gesetz herausfinden zu lassen! Welches Zusammenfließen von Schule und Leben zum wahrhaftigen Erleben, welch eine Festigung körperlicher und geistiger Gesundheit! Dann einmal hinaus auf den Bauplatz, in eine Werkstätte. Habt ihr noch nicht die Spannung gesehen, mit der Kinder der Arbeit des in das Haus gerufenen Handwerkers zusehen, wie sie dessen Arbeit sofort zum Spiel erheben? Man gebe ihnen ein Werkzeug in die Hand, den Spaten, den Rechen, den Hobel, die Feile, den Meißel und stelle sie vor eine Aufgabe. Das Spiel wird zur Arbeit, zur Geschicklichkeit, zur Selbstständigkeit hinüberleiten.

Ueber allem siehe die lebendige Neugierde, auf deren Fragen man möglichst selbst die Antwort finden lasse. Der Lehrer lenke sie nur unmerklich in bestimmte Bahnen. Das wird nicht schwer sein, weil das Kind allem Neuen zugänglich ist. Die Schwierigkeit für den Lehrer wird darin bestehen, immer neue Anregungen zu bringen und die Wege zu suchen, sie für das kindliche Verständnis auszuschnitten. Eine solche Lehrmethode wird nicht mehr toter Buchstabe sein, sondern ein Erlebnis. Die Schule wird dann nicht mehr eine Drillanstalt bleicher Schulkinder sein, sondern ein Lummelplatz gesunder, neugieriger, lebenshungriger Menschenkinder, die auch in ihrem späteren Leben nicht verlernen werden, neugierige Fragen zu stellen und darauf selbst eine befriedigende Antwort zu finden.

Das Märchen der orientalischen Stadt.

Stets hat der Orient auf die Abendländer einen bezaubernden Eindruck gemacht, und heute erliegen wir vielleicht mehr denn je den Wundern orientalischer Kunst, Dichtung und Philosophie. Schon der Anblick einer morgenländischen Stadt verfehlt den Europäer in eine Traum- und Märchenwelt, und von dem besonderen Reiz solchen Stadtlebens haben uns Dichter und Maler nicht genug berichten können. Worin besteht nun diese geheimnisvolle Anziehungskraft der orientalischen Stadt?

Der kürzlich verstorbene hervorragende Kunstkritiker und Kunstmäcen Karl Ernst Osthaus hat in seinen, im Folkwang-Verlag zu Hagen erschienenen „Grundzügen der Stilentwicklung“ diese eigenartige Stadtbaukunst des Islam vorzüglich dargestellt. Während der Städtebau des Abendlandes die einformige Reihung der Häuser durch Hervorhebung betonter Baumassen zu überwinden und organisch zu gestalten sucht, verzichtet der Orient auf diese Mittel. Eine Steigerung der architektonischen Wirkung nach der Stadtmitte zu ist dort schon deshalb ausgeschlossen, weil diese vom Bazar eingenommen wird. Die Hauptstraßen, die von den Toren kommen, verlieren sich allmählich in gedeckten Gängen, von denen steinerne Gewölbe die Glut der Sonnenstrahlen fernhalten. Hier spielt sich nun das öffentliche Leben ab. „In endloser Wiederkehr“, so malt Osthaus das Wesen des Bazars, „reihen sich die offenen Butiken der Schwertfeger, der Seidenweber, der Schuhmacher und der Schneider, alle nach Berufen gesondert; in diesem Labyrinth hat jeder Gang seine Farben, seine Geräusche, seine Gerüche; Hämmern und Klopfen kündigen die Damaszierer, Wölfen von Wohlgerüchen die Verkäufer indischer Gewürze und persischen Rosenöls an. Ununterbrochen stutet die Menge: lautlosen Wandels auf nackten Sohlen, weißer Gewänder Falten von reglosen Schultern stehend. Nur die Ausrufer erfüllen die Luft mit dem Värm ihrer Stimmen. Ueber alles aber rieselt aus schmalen Lichtlöchern der Gewölbe ein unsagbar verschöndendes Licht. Es gibt keinen Ort, der für des Malers Auge berauschender wäre. Der Städtebauer aber muß sich hoffnungslos aus diesen Räumen verabschiedet fühlen. Und damit aus der orientalischen Stadt überhaupt.“

So kommt man also mit unseren Begriffen einer Städtebauästhetik dem Geheimnis der orientalischen Stadt nicht nahe. Das Märchen dieser Städte entfaltet sich in anderen Dingen. „Es ist die hohe Keuschheit des Empfindens“, schreibt Osthaus, „die jedes Kleinod der Künste mit Geheimnis umfriedet. Wie die Moscheen, so sind die Häuser, die Höfe mit unübersteigbaren Mauern, mit dicht vergitterten Fenstern verschlossen. Man schleicht vorbei an weißen Mauern und malachitfarbenen Pforten, die sich nie zu öffnen scheinen und träumt sich hinter ihnen Gärten mit saphirenen und rubinroten Früchten. Tatsächlich ist die Innenschönheit dieser Häuser unbeschreiblich. Man tritt durch einen hakenförmigen Zugang, der auch bei geöffneter Pforte den Einblick ins Innere verwehrt, in einen Hof voll blühender Ranken und Bäume, aus denen Marmorfontänen schimmern und Brunnen melodisch plätschern. Alle Räume öffnen sich nach diesem Hof, der des häuslichen Lebens Mittelpunkt ist und durch farbige Fliesen, durch Marmorintarfen und feine Metallarbeit seine Bedeutung verrät. Hier spielt sich unter köstlichem Schatten, der verschönt wie erquid, das Leben der Frauen und Kinder ab. Es ist herausgeschnitten aus der Allheit des Daseins und sorglich umhegt wie eine köstliche Frucht. Nur hier versteht man die keusche verschlossene Blüte orientalischer Kunst. Wir nordischen Straßenanwohner müssen von Grund aus umlernen, um ihren Duft, ihre Schönheit zu verstehen. Die Schmucklosigkeit der orientalischen Straße ist nur die Kehrseite zum verschwiegene Glanze des orientalischen Heims. Sie ist nur Zugang, nur Gasse des Verkehrs. Und diesen Verkehr auf die einzig Befugten zu beschränken, war von jeher ein Hauptprinzip des orientalischen Städtebaues. Nur jene Hauptstraßen, die von den Toren zum Bazar leiten, sind breite Kanäle für den durchgehenden Verkehr; hier drängen sich die Männer im weißen Burnus

und verschleierte Frauen an hochschwankenden Kamelen und fürstlich prunkenden Jügen einziehender Scheichs vorüber; hier reihen sich die Kaffeehäuser mit strohenen Matten und blühenden Oleanderbüschen; hier liegen, den Loren zunächst, die fließenden Brunnen, an denen der Antömmeling den Staub der Landstraße von den Füßen spült. Biegt man seitwärts, so verhallt der Lärm nach wenigen Schritten, die Gasse wird eng, schattig, kühl; sie windet sich an hohen Mauern vorbei und oft unter Häusern hindurch; dann verzweigt sie sich — welchen Weg soll man gehen? — Und hat man gewählt, so führt uns schließlich, nach zahlreichen Verzweigungen, der immer schmaler, immer stiller werdende Gang vor ein einsames Tor. Nirgends ein Durchgang, lauter Sadgassen. Wer sollte hier wandern außer dem lautlos schreitenden Bewohner, der ein-, zweimal des Tages den Weg zum Bazare nimmt? Ihm folgt nur, dem Ahnen mehr ist wie Schauen, mit leisen Schritten in die heimliche Enge: der Dichter, der Träumer, dem Märchen dort aufblühen wie aus Lausend und einer Nacht.“

Nahrungsmangel als Krankheitsursache.

Von Dr. G. Wolff.

Wir kennen eine ganze Reihe von Krankheitsformen, die während des Krieges durch stärkere oder geringere Unterernährung hervorgerufen wurden. Es handelt sich dabei um sogenannte „Nährstoffdefektkrankheiten“, die nicht so sehr auf unzureichende Nahrungsmenge im allgemeinen als auf den Mangel eines ganz bestimmten Nährstoffs zurückgeführt werden müssen. Zu diesen Krankheiten, die schon früher bekannt waren, gehört die Beri-Beri-Krankheit, der Skorbut, das Hungerödem, bestimmte Knochenkrankungen, die Ähnlichkeit mit Rachitis (englische Krankheit) haben und in den letzten Jahren in Deutschland und Deutschösterreich vielfach beobachtet wurden. Man hat all diese und noch eine Reihe anderer Krankheitserscheinungen, deren Ursache bis vor kurzem noch wenig geklärt war, eine Zeitlang auf den Mangel an gewissen Eiweißstoffen, den sogenannten Vitaminen, zurückführen zu müssen geglaubt und sie dementsprechend mit einem ziemlich nichtsagenden Namen als Avitaminosen bezeichnet. Damit hat man eben nur ausgedrückt, das quantitativ durchaus ausreichend ernährte Menschen doch durch die Entziehung gewisser, zwar nicht unbedingt lebenswichtiger, aber auf die Dauer für den Gesamtverlauf der Stoffwechselfvorgänge nicht zu entbehrender Stoffe, der Vitamine, in bestimmter Weise erkranken können. Mit anderen Worten: Es kommt bei der Ernährung nicht allein auf ein ausreichendes Quantum an, sondern auch die Qualität der Nahrungsmittel hat eine wesentliche Bedeutung. Dieser etwas banalen Wahrheit trägt man schon lange in der Kochkunst Rechnung, indem man bei der Zubereitung der Speisen die Nahrungsmittel mit bestimmten Genußmitteln (Extraktstoffen, Gewürzen) versetzt. Auch der Wert der eigentlichen Genußmittel (Kaffee, Tee, Alkohol) liegt ja nicht in ihrem kalorischen Nutzeffekt (Brennwert) für den Wärmebedarf des Körpers, als vielmehr in ihrer Wirkung auf die körperlichen und geistigen Funktionen als Erregungsmittel.

Die Avitaminosen oder Nährstoffdefektkrankheiten haben infolge der allgemeinen Unterernährung während des Krieges in Europa eine Verbreitung gefunden, wie man sie vorher nicht kannte. Die Beri-Beri, früher fast nur in Ostasien beschrieben, entsteht vorwiegend bei solchen Menschen, die lange Zeit hindurch mit kleinem Reis oder anderen Gebäcken ernährt werden. Unter den Krankheitserscheinungen treten vor allem Störungen seitens des motorischen und sensiblen Nervensystems hervor, die zu vollkommenen Degenerationen der Nervenelemente und daher zu ausgesprochenen Lähmungserscheinungen führen können. Man glaubte ursprünglich, daß Mangel an Phosphor die Ursache der Störungen sei, konnte aber später feststellen, daß der Phosphorgehalt nur den Maßstab für bestimmte Extraktstoffe (Vitamine) darstellt, die in der Reiskeile und verwandten Bestandteilen anderer Getreidesorten enthalten sind.

Die Beri-Beri-Krankheit steht dem Skorbut sehr nahe, der in seinen verschiedenen Abarten (Segelsschiffstorbut, Kinderstorbut) auch in Europa zuweilen vorkam. Namentlich der Kinderstorbut, die sogenannte Möller-Barlowsche Krankheit, war bei uns gar nicht selten und wurde vor allem durch die aus Mangelhaftigkeit übertriebene Erhitzung (Pasteurisierung) der Milch hervorgerufen. Bis in die neueste Zeit glaubte eine Reihe von Forschern aber auch an infektiöse Momente als Ursachen des Skorbutis wie der Beri-Beri, wie denn in der bakteriologischen Epoche der Medizin die schematisierenden Schüler Robert Kochs die Bakterien für sämtliche Krankheitserscheinungen verantwortlich machen wollten. Heute unterliegt es jedoch keinem Zweifel, daß der echte Skorbut ebenso wie die Möller-Barlowsche Krankheit nicht durch Mikroorganismen, sondern durch gewisse Nahrungsmitteldefekte entstehen. Dafür bieten gerade die Erfahrungen des Weltkriegs manchen Anhalt. Die gleichen Störungen,

die man von früheren Beschreibungen her als Segelsschiffs-, Festungsstorbut und dergleichen kannte, traten an allen Orten, im Inland und an den verschiedenen Fronten auf, wo an Stelle frischer Nahrungsmittel nur Konserven, durch Erhitzen, Trocknen, Pöfelnd vorbereitete Stoffe, Dörrgemüse usw. zur Ernährung verabreicht wurden. Die Störungen beim Skorbut betreffen im wesentlichen die Gefäßwände, die leichter durchlässig werden, so daß es zu Blutungen in die Haut, die Schleimhäute, den Darm, die Wachstumszonen der Knochen kommt.

Wie die Beri-Beri durch geeignete Ernährungsmaßnahmen schnell geheilt werden kann, so in noch auffallenderem Maße die skorbutartigen Erkrankungen durch Zuführung frischer Früchte und Vegetabilien. Das ist natürlich, da ja damit die Krankheitsursache selbst beseitigt wird. Wir haben hier also einen der seltenen Fälle in der Medizin vor uns, wo man nicht die einzelnen Symptome bekämpft, sondern die Krankheitsursache wirklich ausschalten kann. Deshalb ist auch die Behandlung des Kinderstorbutis eine sehr dankbare Aufgabe; man braucht nur an Stelle der pasteurisierten frischen, nicht ihrer natürlichen Stoffe beraubte Milch zu geben. Den skorbutartigen Erkrankungen ist schließlich noch eine ziemlich häufig vorkommende Form der Säuglingsblutarmut anzureihen, die gewöhnlich um das Ende des ersten Lebensjahres auftritt und ebenfalls auf die einseitige Milchkost zurückgeführt wird; auch hier werden die Krankheitserscheinungen rasch durch Zugabe frischer Vegetabilien respektive vegetabilischer (pflanzlicher) Extraktstoffe geheilt.

Die genannten Nährstoffdefektkrankheiten beruhen auf dem Mangel an vegetabilischen Extraktstoffen, deren chemische Natur noch nicht festgestellt werden konnte, während ihre Wirkung durch bestimmte Ausfallserscheinungen unverkennbar ist. Ihnen stehen solche Krankheiten gegenüber, die durch das Fehlen von Lipoiden in der Nahrung, d. h. bestimmten fettähnlichen Stoffen, erzeugt werden. Dazu gehören gewisse Augenerkrankungen, die zuerst von Japanern, und zwar bei rein vegetabilisch, ohne Fett ernährten Kindern, beobachtet worden sind. Es kommt dabei zu Ernährungsstörungen an der Bindehaut und Hornhaut des Augapfels, die auf Zusatz von Lebertran und Milchfett (Sahne) zur Nahrung schnell wieder verschwinden. Vor allem gehört hierher eine Störung des Knochenwachstums, die in Deutschland und Deutschösterreich infolge der extrem fettarmen Ernährung während der letzten Kriegsjahre außerordentlich häufig auftrat, nicht nur bei jungen Kindern, sondern auch bei älteren, sogar bei Erwachsenen, deren Knochenwachstum eigentlich schon beendet war. Diese Krankheit wurde als Hungerosteomalazie (Osteomalazie = Knochenweichung) bezeichnet und zuerst in Wien in größerem Umfang festgestellt. Sie ist deshalb wissenschaftlich von besonderem Interesse, weil sie vielleicht berufen ist, auf die Entstehung der schon in normalen Zeiten sehr verbreiteten englischen Krankheit (Rachitis) Licht zu werfen. Auch hier werden durch Fettzufuhr gute Heilwirkungen erzeugt.

Als Folge des andauernden Fettmangels der Nahrung trat im übrigen eine allgemeine Widerstandsminderung gegenüber allen möglichen Infektionskrankheiten ein; nicht zum mindesten auf diese Folge der Unterernährung ist die ungeheure Zunahme der Tuberkulosesterblichkeit zurückzuführen. In die Reihe dieser Krankheiten gehört unmittelbar noch die sogenannte Ödemkrankheit (Hungerwasserfucht). Der Hungerödem wird im Gegensatz zu den vorher besprochenen Erkrankungen durch allgemeine quantitative Unterernährung erzeugt. Die Symptome bestehen darin, daß die ungenügend ernährten Körpergewebe ihre Gewebeflüssigkeit leichter als gesunde Zellen abgeben. Dadurch kommt es zu einem krankhaften Wasseranfang, der die Kranken aufschwellt, unter Umständen sogar eine Gewichtszunahme bei Abnahme des eigentlich funktionierenden Zelleiweißes vortäuscht. Den Kinderärzten waren solche Krankheitserscheinungen schon lange bei Kindern bekannt, die lange Zeit ausschließlich mit mehreicher Kost ohne Fett ernährt wurden. Erwachsene zeigten erst während des Krieges alle Formen und Grade des Hungerödems, durch die ungenügende Ernährung herbeigeführt, wie die eingehenden Stoffwechselversuche an vielen Klinikern ergeben haben. Die Krankheit beschränkte sich natürlich nicht allein auf Deutschland, sondern trat beispielsweise auch auf dem Balkan, in Rußland und in den Gefangenenslagern in erschreckender Weise zutage. Selbstverständlich kann sich die Ödemkrankheit noch mit einer der anderen Nährstoffdefektkrankheiten, mit Beri-Beri oder Skorbut, kombinieren, wenn neben der allgemeinen Unterernährung noch eine einseitige Reis- oder Konservennahrung besteht. Der Behandlung sind, wie schon bemerkt, die geschilderten Krankheiten leicht zugänglich, wenn man in der Lage ist, die fehlenden Nährstoffe zu ersetzen und für eine allgemein ausreichende Ernährung zu sorgen. Daß dies im Krieg nicht der Fall war, weiß jeder.

Hoffentlich wird eine verständige Ernährungs- und Landwirtschaftspolitik wenigstens jetzt die Möglichkeit zum körperlichen und dem davon abhängigen geistigen Wiederaufbau der Völker Europas bieten.

Triks der Opiumsmuggler. Es gibt wohl keinen Schmuggler auf der Welt, der geschickter zumege geht als der chinesische Opiumsmuggler. Einige ihrer Triks erzählt ein englischer Reisender, der die Untersuchungen der Antömmlinge im Hafen von Schanghai durch die Zollbeamten beobachtet: „Ein Passagierdampfer aus Indien ist eben angekommen, und unter dem Gelärin der Kulis und dem Geratter der Krane ergießt sich die gemischte Masse der orientalischen Reisenden über die Landungsbrücke. Der Zollbeamte geht rasch und vorsichtig aus Wert. Jeden Passagier, der vorbeikommt, befüßt er am ganzen Körper vom Kopf bis zu den Füßen. Nun wackelt eine alte Chinesin heran, schwankend auf ihren eng zusammengebundenen Füßen. Unter ihrem Arm trägt sie einen unscheinbaren Korb. „Was ist in dem Korb?“ fragt der Beamte. Die schwarzen Augen zwinkern harmlos aus dem runzligen gelben Gesicht, und in ihrem gebrochenen Englisch erklärt sie, daß sie eine Kake habe mit niedlichen Käßchen, die leider auf dem Schiff alle gestorben seien. Und sie öffnet den Korbedeckel und zeigt eine schwarze Kake, deren gelbe Augen bössartig hervorkunzeln, während sechs schwarze Käßchen, alle tot, ringsherum liegen. „Aber was wollt ihr mit den toten Käßchen an Land?“ sagt der Beamte kurz. „Werft sie fort.“ Die alte Chinesin beginnt zu weinen: „Meine lieben kleinen Käßchen, laßt sie mich zu Hause in meinem Garten begraben.“ Pfäuschend und trahend fährt die alte Kake auf, denn mit einem einzigen raschen Griff hat der Beamte eins der toten Tierchen ergriffen und prüft es in der Hand: „Ah, alle Käßchen mit Opium ausgestopft,“ sagt er befriedigt, „kein schlechter Einfall!“ Und schon sind die andern Käßchen auch herausgenommen, und in wenigen Augenblicken liegt ein großer Haufen braunen Opiums vor uns.

Einige Tage vorher war ein Chinese mit einem Käfig an Land gekommen, in dem er einen lustig singenden Vogel trug. Bei näherer Untersuchung erwies sich, daß der Käfig einen doppelten Boden hatte, unter dem beträchtliche Mengen Opium lagen. Eine beliebte Art des Opiumsmuggels ist die, daß der kostbare Stoff in wasserdichter Packung über Bord geworfen wird, wenn der Dampfer noch einige Kilometer vom Land entfernt ist. Eine kleine Boje, die daran angebracht ist, macht das Paket sichtbar, und es kann ohne Schwierigkeit gefunden werden, wenn es an Land getrieben wird. Andere Schmuggler tragen das Opium in ihren Hüten, in Streichhölzerschachteln, in denen oben eine Lage Streichhölzer liegt, zwischen den Sohlen der Schuhe, in ausgehöhlten Apfelsinen oder Eiern.

Die bleichende Wirkung des Chlors oder richtiger des Chlorkalks (Chlor ist ein gelblichgrünes Gas, welches zwecks besserer Verarbeitung mit verschiedenen festen und flüssigen Körpern, so z. B. dem Kalk verbunden wird), beruht, wie eingehende Versuche gezeigt haben, auf seiner nahen Verwandtschaft zum Wasserstoff. Er zieht diesen aus dem Wasser, welches den Stoff feucht hält, so daß der jetzt freigewordene Sauerstoff die Farbstoffe, die den Stoff gelblich erscheinen lassen, oxydieren kann, das heißt, daß der Sauerstoff jetzt mit dem Farbstoff eine Ase (ein „Oxyd“) bilden kann. Diese wird durch das Nachspülen aus der Wäsche herausgespült.

Setzt man dem Chlor etwas Essig zu, so tritt noch intensivere Bleichung ein; in diesem Falle aber ist es nötig, mit Antichlor nachzuspülen. Man muß sich aber hüten, die Wäsche zu stark zu chloren, da dadurch das Gewebe angegriffen wird. Besser als die Chlorbleiche ist jedenfalls die Rasenbleiche, die man so oft wie nur möglich anwenden sollte.

Naturwissenschaft

Können die Pflanzen fühlen? Die Pflanzen haben Sinnesorgane, die auf mechanische Reize reagieren: Fühlknäuel, Fühlpapillen und Fühlhaare. Fühlknäuel finden sich in zwei seitlichen Längslinien an Ranken. Ein Druck auf die Knäuel veranlaßt die Ranke zur Krümmung. Fühlpapillen finden sich an vielen Staubfäden (Berberis). Fühlhaare endlich, die empfindlichsten dieser Organe, sitzen auf den Blättern fleischfressender Pflanzen. Die Spitzen der Passionsblume wurden schon von Darwin als äußerst empfindlich nachgewiesen.

Noch ausgebildeter ist diese Eigenschaft beim Sonnentau, einer kleinen, fleischfressenden Pflanze. Bei ihr ist jedes Blättchen mit etwa 200 karmosinfarbenen Haaren bedeckt. Da nun jedes Härchen ein dickes Köpfchen hat, sehen die grünen Blätter aus, als wären sie über und über mit sehr dünnen roten Stecknadeln verschiedener Größe besetzt. Es sind das nichts anderes als Fühler, die von äußerster Empfindlichkeit sind. Läßt sich ein Insekt auf einem der Blätter nieder, so geraten die Härchen sofort in Bewegung, um sich bald ganz über dem Opfer zu schließen, das inzwischen, ehe es zu Tode gedrückt wird, durch einen auf dem Blättchen befindlichen klebrigen Stoff festgehalten wird. Das seltsamste an der Empfindsamkeit der Fühler ist aber der Umstand, daß sie die Beschaffenheit der sie berührenden Dinge zu unterscheiden vermögen. Gegen Regentropfen zum Beispiel bleiben sie unempfindlich. Legt man auf ein Blatt ein Stückchen gebratenes Fleisch, auf ein zweites ein Stückchen Kohle, so beginnen beide sich sofort zu schließen; während aber im ersten Falle das Blatt nach etwa sechs Minuten vollkommen geschlossen ist und tagelang — bis zur völligen Aufsaugung des Fleisches — geschlossen bleibt, dauert es bei der Kohle drei bis vier Stunden, ehe der Schließvorgang beendet ist, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß die Kohle für die Pflanzen kein Nahrungsmittel bildet. Die Fühler

des Sonnentaus sind gegen äußere Reize noch empfindlicher als die Nerven der Menschen.

Dennoch wird der Sonnentau an Empfindlichkeit noch übertroffen von der Dionaea, die in den Torfsümpfen an der Ostküste Nordamerikas heimisch ist. In der ganzen Tierwelt dürfte kein Wesen ein so vollendet feines Tastorgan besitzen, wie die Dionaea. Auf der Oberfläche der Blätter stehen aufrecht sechs scharfe kleine Borsten. Berührt man eine der Borsten, so schließen sich die beiden Blättchen plötzlich, wobei die Mittelrippe als Scharnier dient. Jede der Borsten besteht aus mit Protoplasma gefüllten langen Zellen. Es gibt also Pflanzen, die nicht nur berührungsempfindlich sind und besondere Sinnesorgane haben, sondern auch einen Reiz, von einem Teil ihres Baues auf einen anderen zu übertragen vermögen.

Die **Abstammung unseres Dackels** ist erst durch die Untersuchungen C. Kellers und anderer einigermaßen geklärt worden. Der lange, schlanke Leib, der seine kluge Kopf mit den Hängeohren und dem kräftigen Gebiß, sowie das glatte, straffe Haar kennzeichnen unseren Waldmann als einen Verwandten des Windhundes, der seinerseits nicht auf dem einheimischen europäischen Boden entstanden, sondern ein Kind des sonnigen Südens ist und vom abessinischen Wolf, einem mittelgroßen Raubtier von rötlichgelber Farbe, abstammt. Von dem ägyptischen Windhund stammen eine große Anzahl Rassen ab, die sämtlich schlank und hochbeinig sind und sich über die ganze Erde verbreitet haben. Der Teckel ist allem Anschein nach das Züchtungsprodukt einer altägyptischen Modetiererei. Gerade so wie vor etwa 50 Jahren eine Zwergform der großen Doggenarten, der Mops, in Mode kam, liebten die Ägypter eine Zeitlang gewisse Windhunde, deren Glieder rhabditierte Verkümmierungen zeigten. Ja, diese Verkümmierung wurde wahrscheinlich künstlich verhergerufen, und zwar dadurch, daß den heranwachsenden jungen Tieren jeder Kall in der Nahrung vorenthalten wurde; eine Folge davon war, daß, wie bei der englischen Krankheit der Kinder, die Knochen und die Gelenke weich blieben und sich unter dem Druck des wachsenden Körpers verbogen.

In den Grabkammern von Benihasan findet sich eine Zeichnung, aus der zu ersehen ist, daß damals schon, also mehr als zwei Jahrtausende vor der neuen Zeitrechnung, solche Teckel in Ägypten gezüchtet wurden; allerdings scheint damals die Rasse noch verhältnismäßig jung gewesen zu sein, denn die Ohren sind wie bei ihren Stammeltern, den Windhunden, nach aufrecht. Die häufige Wiederkehr der rostbraunen Färbung, die sich ja oft über den ganzen Körper erstreckt, erinnert noch an den Stammvater, den roten abessinischen Wolf. Obgleich unser Dackel also ursprünglich von einer krankhaften Krüppelform abstammt die merkwürdigerweise beständig wurde und auf das ehrwürdige Alter von mehr als vier Jahrtausenden zurückblickt, ist er doch heute einer der festesten und beständigsten Hundarten.

Völkerkunde

Japans „Knigge“. Der japanische Knigge hat den klangvollen Namen Sen-no-Rikyu und ist bereits im Jahre 1521 geboren. Er wird noch heute in Japan als der erste Gesetzgeber auf dem Gebiet des guten Geschmacks verehrt. Besonders reformierend wirkte er auf dem Gebiete der Teezeremonien, bei denen Höflichkeit, Aufrichtigkeit, Artigkeit und Gleichmäßigkeit als die vier Haupttugenden im Umgang der Menschen bis auf die kleinsten Einzelheiten gelehrt und geübt wurden. „Jeder Gesellschaftskolache“ heißt es da, „über gegenwärtige oder vergangene Zeiten ist verboten“; oder: „Wenn auch noch so vornehme Gäste anwesend sind, bleiben doch alle Schmeicheleien untersagt!“

Rikyu war aber auch ein Bahnbrecher auf dem Gebiet der Vereinerung der japanischen Kunst und auf dem Gebiet des Blumenarrangements, welches wir auf späteren Bildern und Seidenstickereien japanischen Ursprungs so sehr bewundern. Er begann seine ästhetische Laufbahn schon mit 17 Jahren und hatte das Glück, die Gunst von Hidetschi, dem „Napoleon des Ostens“ (1536—1598), zu gewinnen, den er auch auf seinen Feldzügen begleiten durfte. Später fiel er allerdings bei ihm in Ungnade. Die einen sagen, weil Sen-no-Rikyu zwar die Tugend gepredigt, selbst aber durch Bestechlichkeit und Wucher sich bereichert habe; die andern, weil er seinem Mäcen Hidetschi seine eigene liebliche Tochter nicht überliefern wollte. Kurz und gut, Hidetschi schickte ihm im Jahre 1591 Botschaft, daß er „Harakiri“ begehen möge. Sen-no-Rikyu kam dieser freundlichen Aufforderung als loyaler Untertan sofort nach, blieb aber auch bei der Ausführung den guten Sitten treu, die er selbst sein Leben lang gepriesen hatte. Er setzte sich in seinen muster-gültigen Teeraum, bereitete sich selbst nach allen Vorschriften den letzten Tee, arrangierte für sich den letzten Blumenstrauß, vertonte noch schnell eine buddhistische Stange und schloß sich dann, auch nach den von ihm selbst gegebenen Vorschriften, den Bauch auf!

Von mehreren Meinungen, die in gleichem Ansehen standen, wählte ich stets die gemäßigtesten; denn einerseits sind dies für die Praxis die bequemsten und, da jedes Uebermaß vom Uebel zu sein pflegt, fast immer die besten; — andererseits konnte ich, wenn ich einmal irrte, nie so weit vom rechten Wege abkommen, wenn ich den Mittelweg hielt, als wenn ich das eine Extrem gewählt hatte, während ich das andere hätte wählen müssen. Descartes.